

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Klaus-Peter Wolf

Totentanz am Strand

Sommerfeldt kehrt zurück

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

1 Im Ruhrgebiet unterzutauchen ist ganz einfach. Im Grunde ist das eine einzige Stadt mit zig Millionen Einwohnern. Von wegen Kohlenpott! Hier ist es grün. Die alten Zechen sind Museen geworden oder Industrieruinen.

Hier leben viele, die verlorengegangen sind. Gestrandete. Vergessene. Gestrauchelte. Geflohene.

Wo es viele Entwurzelte gibt, da gedeiht der Wildwuchs besonders prächtig. Literatur und Kunst. Vielleicht wird das Ruhrgebiet einst das sein, was Paris in den Zwanzigern war. Ich spüre diese unbefriedigte Gier nach Freiheit und Glück. Sie kriecht aus den Gullys und frisst sich durch die Häuserschluchten.

Die Gier ist wie ein Monster. Es sucht seine Chance. Es durchstreift die Stadt nach Nahrung.

Hier muss man nicht mal die Sprache sprechen, um dazuzugehören. Wohnraum ist vielerorts billig. Es gibt Stadtteile, da traut sich die Polizei nur noch unter Polizeischutz rein. Schrottimmobilien. Eigentlich unbewohnbar und doch vollgestopft mit Menschen.

Ich will aber nicht in den sogenannten rechtsfreien Räumen untertauchen.

No-go-Areas wird der Staat nicht lange akzeptieren, dann räumen die da auf, und dabei könnte ich zwischen die Räder geraten.

Das Revier ist ein wunderbarer Ort für gescheiterte Künstler. Für

Schriftsteller, die nicht gedruckt, und Maler, die nicht ausgestellt werden. Oder für Schauspieler ohne Engagement. Hier kann sogar ich mich als Schriftsteller niederlassen.

Viele Menschen sind hier »eigentlich«.

Der Taxifahrer ist eigentlich Bildhauer.

Der Junge hinterm Dönerstand, der so klasse Locken hat, wäre eigentlich Staatspräsident in Kurdistan. Ja, wenn die Kurden denn einen eigenen Staat hätten ...

Die Frau im Büdchen an der Ecke macht Sprachübungen mit dem *kleinen Hey*. Sie wäre eigentlich ein Popstar, wenn sie nicht so lispeln würde.

Hier wohnen zukünftige Nobelpreisträger und bekommen Hartz IV. Hier weiß jeder, dass wir eine gute Fußballmannschaft haben, aber eine verdammt bräsige Regierung. Die verwalten das Elend nur. Davon lässt man sich aber weder in Dortmund noch in Bochum, Bottrop oder Gelsenkirchen die Stimmung verderben.

Hier akzeptiert auch jeder den in sich gekehrten Schriftsteller, für den sich kein Verlag interessiert, der aber später ganz bestimmt einmal sehr berühmt werden wird, weil er fleißig in Cafés und Kneipen sitzt und schreibt. Geld hat hier eh keiner. Warum auch? Ist ja doch nur bedrucktes Papier.

Hier ist der ideale Rückzugsort für mich. Meine neue Operationsbasis.

Im *Weißten Riesen*, einem Hochhaus an der Overwegstraße in Gelsenkirchen, wurde eine Wohnung frei. Für mich ein wunderbarer Ort.

Ich habe einen weiten Blick über die Stadt und bin in Spuckweite von Theater, Volkshochschule und Stadtbibliothek.

Im Musiktheater im Revier schaue ich mir alles an, egal, ob *Die Fledermaus* oder *The Rocky Horror Picture Show*. Und ich muss

nicht alle Bücher im eigenen Regal haben. Der Bestand der Stadtbibliothek reicht mir völlig aus.

In der Volkshochschule treten manchmal ganz interessante Schriftsteller auf. Theater, Autoren, eine Bibliothek, dazu jede Menge Kneipen ... Preiswert und gut essen kann man an vielen Orten. Wenn aus diesem Multikultisumpf irgendetwas Gutes entsteht, dann ein reichhaltiges Speisenangebot.

Ich habe hier alles, was ich brauche. Nein, das stimmt nicht. Ich vermisse die Nordsee. Den Wind in Ostfriesland. Den Wechsel der Gezeiten. Ebbe und Flut.

Und vor allen Dingen meine Beate.

2

Sie rechnen mir nicht alle Morde zu. Nur sechs. Da erkennen sie ein klares Tatmuster. Stich ins Herz mit einem Einhandmesser, geschwärtzte 440er Stahlklinge.

Sie haben nicht herausgefunden, warum ich es getan habe. Oder sie spielen bewusst die Unwissenden.

Die Aufregung in der Presse hat sich längst gelegt.

Am Anfang nannten sie mich den *Schlitzer* oder den *Chirurgen*. Später nur noch *Dr. Sommerfeldt*. Sie sprachen im Fernsehen und Radio meinen Namen aus wie *Dr. Frankenstein*.

Mit einer Mischung aus Grusel, Unglauben und Grinsen.

Grusel, weil ich so schlimme Dinge getan habe.

Unglauben, weil es unfassbar ist, wie lange ich als falscher Arzt unentdeckt blieb.

Grinsen, weil sie genau wissen, hätte ich nicht nachts Menschen umgebracht, besäße ich heute noch eine gutlaufende Praxis in Norddeich.

Die Nachrichten sind jetzt voll mit anderen Gräueltaten. Amokläufer, die plötzlich zuschlagen, so viele Menschen wie möglich töten oder verletzen und sich selbst richten, beherrschen die Medien.

Verglichen mit diesen von Hass getriebenen Irren, die wahllos töten, bin ich doch ein Pfadfinder. Ich habe nicht nur ein Motiv, nein, ich habe handfeste Gründe, und ich töte sehr gezielt. Niemals einen Unschuldigen.

Es ist gut, dass Gras über die Geschichten wächst. Ich brauche es für mein Selbstbewusstsein nicht, dass mein Foto ständig gedruckt wird. Im Gegenteil. Ich habe kein Interesse daran, auf der Straße erkannt zu werden.

Diese Fahndungsfotos haben allerdings einen Vorteil. Sie prägen die Vorstellung der Menschen von mir. Es war dann ganz leicht für mich, einen völlig anderen Typ aus mir zu machen. Ich weiß ja, was die Leute erwarten. Ich versuche natürlich, diesen Vorstellungen genau nicht zu entsprechen.

Ich sehe jetzt aus wie der flämische Maler van Dyck, mit Spitzbärtchen und schulterlangen Haaren.

Ich bin noch jung. Ich habe noch gut das halbe Leben vor mir. Ich muss aus den Geschehnissen lernen. Ich will einen Neuanfang, und ich will nicht noch einmal so grauenhaft scheitern.

Ich habe Männer getötet, aber Frauen sind meine schwache Stelle. Ihnen kann ich nichts tun. Frauen gegenüber bin ich merkwürdig hilflos, ja, willenlos. Männer räume ich aus dem Weg, wenn sie mir auf den Keks gehen. Frauen gegenüber bin ich wehrlos.

Ich weiß, dass ich ein verkorkster Kerl bin, aber wo soll ich mir Hilfe holen?

Andere Männer stehen mit ihren Kumpels an der Theke, erzählen ihnen ihre Sorgen, oder sie sitzen beim Angeln zusammen und reden. Aber ich kann schlecht einer Kneipenbekanntschaft mit meinen Problemen ein Ohr abkauen, wie man hier im Kohlenpott sagt, wo schon lange keine Kohle mehr gefördert wird.

Freunde, denen ich mich wirklich anvertrauen kann, habe ich nicht. Werde ich auch vermutlich nie im Leben wieder bekommen, wenn ich in Freiheit bleiben will.

Neulich träumte ich, Kommissarin Ann Kathrin Klaasen hätte mich bei Kenkenberg an der Theke verhaftet. Es lief ganz unspektakulär ab. Sie kam rein, und ich sagte: »Ach du Scheiße.«

Sie korrigierte mich gleich: »Bei uns heißt das: *Moin*. Und hier wohl: *Tach*. Oder: *Schön, dich zu sehen*.«

Ich fragte brav, ob ich mein Bier noch austrinken dürfe. Sie war gnädig einverstanden.

Ich zog mir den Rest rein, und sie sagte: »Genieß es. Es könnte das letzte Bier in deinem Leben gewesen sein.«

Ich trank aus, knallte mein Glas auf die Theke, nickte der Wirtin zu und ging mit der Kommissarin nach draußen auf die Gildestraße.

Gegenüber der Kneipe standen zwei Polizeifahrzeuge. In eins stieg ich mit Ann Kathrin Klaasen ein. Sie hat mir im Traum nicht einmal Handschellen angelegt. Der Killer war zum Schoßhündchen mutiert.

Ich sah mich dann sogar im Knast. Erinnerungen aus der Lektüre von Hans Falladas Roman *Wer einmal aus dem Blechnapf frisst* mischten sich in meinem Traum mit meinen Ängsten. Ich wurde zu Willi Kufalt. Der traurigen Fallada-Figur, der es unmöglich gemacht wird, sich wieder in die bürgerliche Gesellschaft zu integrieren. Er ist ausgestoßen. Dreck. Gebrandmarkt. Und so fühle ich mich auch. Die Gesellschaft wird mir nie verzeihen, was ich getan habe. Nie.

Im Gefängnis fühlte ich mich im Traum auf verrückte Weise geborgen. Da alles raus war und ich jede Schandtat gestanden hatte, war ich frei. Konnte mit Mitgefangenen über alles sprechen, konnte schreiben, was ich wollte, ja, es sogar veröffentlichen. Warum sollte ich auch kein Buch über meine Sicht der Dinge herausbringen?

Ist einer wie ich nur noch im Gefängnis frei?

Vielleicht lese ich zu viel Fallada. Jedenfalls nenne ich mich, seit ich in Gelsenkirchen im *Weißten Riesen* wohne, Dietzen. Rudolf Dietzen. Rufname Rudi.

So hieß Hans Fallada wirklich. Aber wer weiß das schon?

Er hat ein paar Jahre in Gefängnissen, Entziehungskliniken und Psychiatrien verbracht. Er starb morphinsüchtig kurz nach Kriegsende. Er hat seinen literarischen Erfolg nicht genießen können. Erst Gefängnis, dann die Nazis und schließlich der Tod.

Mit seinen Romanen hat er Weltruhm erlangt, und er wird noch heute in vielen Sprachen gelesen. Ich fühle mich ihm tief verbunden. Ein Teil von mir, so spüre ich, ist wie er. Haltlos.

Nein, ich will nicht enden wie er. Ich will mich weder durch Drogen frei fühlen noch im Gefängnis heimisch.

Ich will in Freiheit frei sein, und das ist verdammt schwer ...

Um ohne Drogen runterzukommen, habe ich einen Entspannungskurs gebucht. Klappt hervorragend. Autogenes Training.

Mein rechter Arm ist schwer ...

Ja, tatsächlich – es funktioniert bei mir. Ich kann geistig durch meinen Körper reisen, kann ihn beeinflussen und Verkrampfungen lösen.

Die Entspannungstherapeutin hat eine sehr warme, beruhigende Stimme. Es tut schon gut, wenn sie nur »Guten Abend« sagt.

Während einer Rückenmassage hat meine Masseurin mir die Gruppe empfohlen. Einmal die Woche entspannt jetzt also der gesuchte Serienkiller auf einer Isomatte in der Volkshochschule. Wenn ich es aufschreibe, ist es zum Grinsen. Wenn ich es lebe, schöne Wirklichkeit.

Die Entspannungstherapeutin heißt Bärbel. Nachnamen spielen für sie irgendwie keine Rolle.

Sie sieht aus wie Ende zwanzig, ist aber vermutlich Ende dreißig. Sie hat eine Praxis für Gesprächs-, Körper und Gestalttherapie. Sie ist als Therapeutin nicht für Krankenkassen zugelassen. Ihr scheint das irgendwie peinlich zu sein. Sie erwähnt es in jedem Gespräch wie einen Makel.

Mir gefällt das. Ich möchte nicht, dass Berichte über meine Fortschritte irgendwo eingereicht werden. Ich zahle lieber bar.

Heute habe ich meine erste Stunde bei ihr. Aber, verdammt, was soll ich ihr erzählen?

Kann man eine Therapie machen und der Therapeutin die Wahrheit über sich verschweigen?

Es wird ein Spagat werden.

Ich brauche Hilfe, um mit mir selbst besser klarzukommen. Ich muss begreifen, wie ich selbst funktioniere. Wie ich in Fallen tappe und mir selbst ein Bein stelle. Mich abhängig mache.

Ach ... ich könnte die Liste endlos fortsetzen.

Ich kann es kaum sortieren, so viel ist es, das mich quält und drückt.

Das Schreiben hilft mir, mich zu verstehen. Ich frage mich: warum habe ich einige Männer umgebracht, weil sie anderen etwas angetan haben, meist ihren Frauen oder Kindern? Und warum habe ich das gesamte Dreckspack, das sich meine Familie nannte und mich von Anfang bis Ende betrogen, gegängelt und beschissen hat, am Leben gelassen?

Nun gut. Diese Frage kann ich meiner Therapeutin schlecht stellen. Ich bin unterwegs zu ihrer Praxis in der Bismarckstraße.

Das Radfahren kann ich nicht lassen. Seit ich in Norddeich meine Praxis hatte, brauche ich das. Es macht mich innerlich locker. Ich baue so Stress ab.

Unterwegs kommen mir Bedenken, und ich würde am liebsten wieder umkehren. Warum tue ich es nicht? Weil ich Angst habe, sie zu kränken oder sie zu enttäuschen? Damit bin ich wohl schon mitten drin in meiner Problematik.

3

Und nun bin ich in Bärbels Praxis. Sie sitzt locker, völlig entspannt, in einem Ohrensessel, der mich an meinen erinnert, den ich in Norddeich zurücklassen musste.

Sie hat lange, glatte schwarze Haare. Vielleicht ein bisschen nachgefärbt. Sie ist garantiert Vegetarierin, wenn sie nicht sogar vegan lebt. Sie macht viel Sport oder zumindest Yoga. Aber ihr fehlt dieser verkniifene Zug um die Lippen, der solchen Menschen sonst manchmal zu eigen ist. Stattdessen wirkt sie auf mich wie jemand, dem es Spaß macht, zu feiern und das Leben zu genießen. Nur eben anders als andere. Undenkbar, dass sie mit einem Kater wach wird.

Sie trägt eine bunte Strickjacke, darunter ein weißes T-Shirt und einen dunklen, knielangen Rock. Sie schlägt die Beine übereinander und lächelt mich an.

Ich habe ihr gegenüber im Sessel Platz genommen. Er ist ganz anders als ihrer, aber auch sehr bequem. Der Sessel ist alt. Bestimmt ein Erbstück. Klobig.

Darauf liegt – vielleicht, um die durchgesehenen Stellen zu verbergen – eine gehäkelte Decke, als hätte jemand viele Topflappen zusammengenäht.

Neben jedem der zwei Sessel steht ein Tischchen aus Kirschholz. Darauf ein Glas und eine Karaffe mit Wasser. In der Karaffe eine Glasphiole, in der bernsteinfarbene Steine liegen. Es sieht schön

aus, originell, bunt. Aber ich glaube, es ist keine reine Dekoration, sondern möglicherweise irgendetwas Esoterisches, das das Wasser beeinflussen soll.

Auf meinem Tischchen eine geöffnete Packung Papiertaschentücher. Glaubt sie, dass ich gleich heule, oder was soll das?

Außer den genannten Möbelstücken ist der Raum leer. Die Wände in Sand- und Erdfarben gestrichen. Raufasertapete, vermutlich selbst angepinselt. Zwischen uns kein Schreibtisch, sondern nur ein kleiner, dicker Teppich mit Sonnen drauf, die wie Blumen aussehen.

Alles irgendwie voll die Achtziger, denke ich, aber gleichzeitig habe ich das Gefühl, auf diesem bequemen Sessel gegrillt zu werden wie eine Rostbratwurst.

»Wie geht es dir?«, fragt sie lächelnd.

In der Entspannungsgruppe haben sich alle von Anfang an geduzt. Überhaupt glaube ich, in Gelsenkirchen siezt man nur Leute, die man nicht leiden kann.

Warum macht mich die Frage, wie es mir geht, so nervös?

»Gut«, lüge ich.

Sie legt den Kopf schräg und schaut mich so an, dass ganz klar wird: Sie glaubt mir nicht.

Bevor Sie mich einer Lüge überführen kann, füge ich hinzu: »Das sagt man so ...«

»Wen meinst du mit«, sie malt mit den Fingern Anführungsstriche in die Luft, »m a n?«

»Ja, schon klar. Also, es geht m i r nicht so gut. Sonst wäre ich ja wohl nicht hier.«

Sie lobt mich. »Herzlichen Glückwunsch. Die meisten Menschen leiden still vor sich hin und genieren sich für ihre Probleme. Sie würden sich lieber operieren lassen, als darüber zu reden. Sie nehmen lieber Medikamente, als therapeutische Hilfe zu suchen.«